

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2  
Print ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

## **NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman *Von allen guten Geistern* (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung**

Im Sommer 1864 verkaufte ein Mann Zwangsjacken. Es war heiß auf dem Marktplatz am Heiligengeistfeld vor den Toren Hamburgs. Die Menschen bestaunten seine seltsame Ware.

Der Mann kam aus der Heil- und Irrenanstalt Friedrichsberg.

Er war kein Patient. Er war der Leiter.

Am Abend des Tages lachte der Mann Fanny Nielsen an und sagte, es sei keine einzige Jacke übrig geblieben. Nicht eine. Er habe den Zwang verkauft. Fanny, einer Schauspielerin, gefiel diese Formulierung. Sie legte dem Mann eine Hand auf den Unterarm. (S. 7)

Eine Szene mit Symbolcharakter. Der Mann, der die Zwangsjacken verkaufte, ist der Bielefelder Psychiater Ludwig Meyer (1827-1900). Er ist nicht nur ein begnadeter Arzt, der sich leidenschaftlich für neue, humane Behandlungsmethoden in der Psychiatrie einsetzt, sondern auch ein Mann der Literatur. Besonders schwärmt er für Shakespeare, den er für einen bedeutenden Psychologen hält. Zugleich bringt Meyer, wie die Eingangsszene zeigt, einen Sinn fürs Übermütige, Unerschrockene, fürs Spektakel mit. Andreas Kollender, dem wir die oben zitierte Ouvertüre verdanken, wartet in seinem Roman *Von allen guten Geistern* (2017) noch mit weiteren ungewöhnlichen Aktionen Meyers auf. Eine handelt davon, wie der Psychiater, aus Protest gegen die restriktiven Behandlungsmethoden in der einst von ihm geleiteten Heilanstalt Friedrichsberg, sämtliche Insass:innen mit Freibier betrunken macht. Er lässt sie tanzen, jubeln, für Momente ihr Krankheitschicksal vergessen: »Völlig vom Alkohol entwöhnt, trat die Wirkung bei vielen Insassen schnell und laut zutage. Da wurde gerungen und getanzt, sich hingeschmissen und gesungen, gehüpft und gewälzt, geschielt und in die trockenen Rabatten gekotzt. Ludwig hielt seinen Anstaltskrug am häufigsten unter den schäumenden Hahn am Boden des Fasses.« (S. 428)

16 Jahre nach dem Vorfall auf dem Hamburger Marktplatz kehrte Meyer nach Hamburg zurück. Es war eine Rückkehr mit Groll und im

Zorn. Der inzwischen angesehene, international renommierte, nunmehr in Göttingen praktizierende Psychiater hatte noch nicht mit seiner Vergangenheit abgeschlossen. In Hamburg hatte er seine ersten erfolgreichen Berufsjahre erlebt. Er hatte die Heilanstalt Friedrichsberg aufgebaut, den Patient:innen ein Leben unter menschenwürdigen Umständen ermöglicht. Die Anstalt war zu einem Aushängeschild für Reformbestrebungen im Psychiatriewesen geworden und hatte Meyer im In- und Ausland Anerkennung und Respekt eingebracht. Unendlich viel Energie und Herzblut hatte er in das Projekt investiert. »Seine Irren. Seine Toten. Seine Liebe« (S. 9), heißt es bei Kollender.

Friedrichsberg war damals die beste und modernste Psychiatrie Deutschlands. Sie war nach Meyers Plänen ausgestattet worden, ohne Fenstergitter, Ketten und mit großer Außenanlage. »Glück für die Patienten. Ein Graus für meine Gegner.« (S. 23) Eine seiner ersten Amtshandlungen in Friedrichsberg war eine Namensänderung. Aus »Irrenanstalt« wurde »Heil- und Irrenanstalt«. Meyer wollte seine Patient:innen nicht nur verwahren, sondern tatsächlich kurieren. Einer Bekannten erläuterte er: »Ich wollte sie alle heilen ... Alle. Ziemlicher Größenwahn, nicht wahr?« (S. 48)

Als Friedrichsberg 1864 eröffnet wurde, tobte zur gleichen Zeit der Deutsch-Dänische Krieg. Meyer veranlasste dies – wir folgen hier wie im Weiteren der Perspektive des Romans – zu dem Kommentar:

Die ganze Welt ist eine Irrenanstalt ... Lauter klinisch gesunde Männer gingen da auf Teufel komm raus aufeinander los. Die spießten sich mit Bajonetten auf, zerfetzten sich mit Kanonenkugeln, hauten sich Arme und Beine ab. Da waren mir meine Irren lieber. Jetzt leben wir im Deutschen Kaiserreich, gab es bei der Eröffnung von Friedrichsberg auch noch nicht. Und woraus ist dieses geeinte Reich entstanden? Aus dem Krieg von 1870/71. Vollkommen verrückt. Ein Irrenhaus eben. (S. 48f.)

Doch dann fiel Meyer einer Intrige zum Opfer. Um juristischen Folgen zu entgehen, die ihn möglicherweise seinen Ruf gekostet hätten, wechselte er nach Göttingen. Dort waren ihm weit bessere Entfaltungsmöglichkeiten für seine Reformideen angeboten worden. Für den konservativen Hamburger Senat war Meyer zu diesem Zeitpunkt längst zu einer

Persona non grata geworden. Weil er es ernst meinte mit seinem Denken über freiere, damals noch unkonventionelle und heute gängige Behandlungsmethoden. Es war seinerzeit noch üblich, psychisch Kranke in Kellern vor der Außenwelt wegzusperren und sie wie Tiere zu behandeln. Sie wurden in Zwangsjacken gesteckt, mit Ketten gefesselt, in Folterstühlen misshandelt. Sie vegetierten in ihrem eigenen Kot und in Dunkelheit vor sich hin. Für Meyer waren all diese Insass:innen zuallererst »Menschen«. Seiner Meinung nach wurden sie erst durch die unmenschlichen Begleitumstände und die rohe Gewalt zu apathischen, abgestumpften Geschöpfen. Sein Credo lautete: Man müsse den Patient:innen Freiheit schenken und sie auf jede erdenkliche Art emotional unterstützen.

Als Meyer 1880 in sein Hamburger Elternhaus zurückkehrte, dämmerte all dies wieder in ihm auf. Mit seinen 53 Jahren war er ein gezeichneter Mann. Er trank schon vormittags Schnaps und sah, wie es heißt, »hundselend aus«: »Verfluchte Trinkerei. War der Alkohol seine verheerende Medizin geworden?« (S. 338) Er wird von inneren Stimmen heimgesucht, Geistern der Vergangenheit, die sein damaliges Tun hämisch kommentieren. »Du musst mal loslassen, Meyer« (S. 361), hatte man ihm schon früher geraten. Doch das entsprach nicht seinem stürmischen Naturell. Inzwischen war er zu einem Opfer seiner permanenten Überbelastung geworden – in einer Fachdisziplin, über die es heißt, man könne sie »nur ein Jahrzehnt lang machen« (S. 156) und wenn, dann mit Hilfe von »Eros und Alkohol« (S. 154). Auch sein Äußeres hatte gelitten. Mit seinen langen Haaren und seiner abgewetzten Kleidung sah er alles andere als »manierlich« aus. Seine Schwester attestierte ihm ironisch-süffisant: »Du bist ein Fall für die Psychiatrie, großer Bruder.« (S. 142) Ganz unrecht hatte sie damit nicht. Die »Geister seiner Vergangenheit erschienen immer öfter, je mehr Falten in sein Gesicht schnitten, je grauer das lange Haar und je größer die Müdigkeit wurde. Er hatte zum ersten Mal daran gedacht, sich zur Ruhe zu setzen. Ruhe – ein Irrenarzt und Ruhe!« (S. 13)

In Hamburg wurde er »von mehr Erinnerungen gewürgt, als er wahrhaben wollte« (S. 50), heißt es weiter. Was niemand ahnte: Meyer führte bei seiner Rückkehr eine Pistole mit sich. Was er damit beabsichtigte und welche Rolle sie für den weiteren Verlauf der Handlung spielt, sei hier nicht vorweggenommen.

Nicht nur die Erinnerungen an seine frühere berufliche Demission nagten an ihm, sondern auch sentimentale Gedanken an seine damalige Liaison mit der Hamburger Aktrice Fanny Nielsen, einer gefeierten Schauspielerin und Freidenkerin. Beide hatten sich geliebt, aber sie hatte Meyer die Ehe verweigert, weil sie wusste, dass er seinen Beruf als Psychiater wie besessen ausübte und ihm alles andere, auch das Private, unterordnete. Außerdem beanspruchte sie eigene Freiheiten und wollte ihre Schönheit nicht nur mit einem Mann teilen. »Die Ehe ist eine Zwangsjacke« (S. 280), sagte sie. Und: »Ludwig Meyer, der Befreier. Mir würdest du keine Freiheit lassen.« (S. 386) Beide verband eine Beziehung auf des Messers Schneide. Fanny erkannte: »Wir sind beide ziemlich versessen. Dickköpfig. Eigensinnig, was weiß ich. Ich fühl mich dir sehr nahe, Lu. Aber es ist immer, als stündest du auf der anderen Seite eines reißenden Flusses. Ich könnte mich in dir verlieren, Lu. Will ich aber nicht.« (S. 306)

Als Ludwig ihr vorschlug, zu ihm auf den Campus der Anstalt zu ziehen, war sie geradezu empört: »In eine Anstalt will er mich stecken«, rief sie, »auf dass ich nie wieder von dort entweiche.« Sie sah ihn an, Wut in geschlitzten Augen. »Zwischen Stimmen des Wahns, grotesk gebeugten Körpern, in einem Moor der Finsternis, weil dort zu leben ihm beschieden ist.« (S. 373f.) Über seinen Heiratsantrag machte sie sich lustig: »In den Hafen der Ehe segeln, Lu? Gerne ... Wenn ich fünfzig bin.« Sie umarmte ihn, sie küsste ihn tief und hart und sehr lang.« (S. 376) Zu diesem Zeitpunkt hatte Ludwig Fanny schon fast verloren. Am Ende des Romans, als sie sich nach über zehn Jahren wiedersehen, gibt es dennoch eine rührende Liebesszene. Kurz darauf verlässt Fanny Deutschland, um in Amerika ihre Karriere fortzusetzen.

Auch mit seiner familiären Situation hatte Ludwig bei seiner Rückkehr nach Hamburg noch nicht abgeschlossen. Die Bilder vom Tod seiner psychisch kranken Mutter standen ihm noch lebendig vor Augen. Ihr Schicksal war mitentscheidend für seine spätere Berufswahl. Meyers Vater wollte die Krankheit seiner Frau am liebsten vertuschen. Um nicht ins öffentliche Gerede zu kommen, tat er sie als harmlosen »Frauenunsinn« (S. 43) ab. Als sich aber Annette Meyers durchdringende Schreikrämpfe nicht mehr durch Beruhigungsspritzen unterdrücken ließen, war die Verlegung in eine Anstalt unausweichlich.

Der junge Ludwig schlich sich dort ein (um nicht erkannt zu werden mit Perücke und in Frauenkleidern), um seine Mutter zu besuchen. Was er mit ansehen musste, hinterließ bei ihm ein lebenslanges Trauma. »Wie ist es dort unten?«, fragte er seinen Freund, einen Apotheker, der in der Anstalt wohnte:

»Es ist die Hölle«, sagte Reinhardt.

»Ich will da rein.«

»Das willst du nicht«, sagte Anna.

»Ich will da rein.«

»Wenn du jetzt wirklich mit mir da runtergehst – du wirst Dinge sehen, die du nie wieder vergisst.«

»Lass uns gehen.«

»Das wird hart.«

»Lass uns gehen.«

»Dann komm, Ludwig.«

Reinhardt führte ihn durch die dunkle Stille der Flure auf die »Zutritt verboten«-Tür zu. Er drehte einen Schlüssel im Schloss, huschte mit Ludwig durch die Tür und zog sie langsam und leise wieder zu. Ludwig hörte jemanden stöhnen. Die Treppe führte steil nach unten, ein flackernder Teppich von Licht lag auf dem nackten Steinboden. Es roch nach Feuchtigkeit und modrigem Schimmel. Jemand schrie, Ketten rasselten. »Halt die Schnauze, du blöde Kuh«, brüllte eine tiefe Frauenstimme. Sie gingen weiter, je tiefer sie kamen, desto schlechter erschien Ludwig die Luft und die Feuchtigkeit hielt den Gestank gefangen. Die Wand zu seiner Rechten hatte große, graugrüne Flecken. Einzelne Fetzen blätterten ab und Farbspuren trockneten auf den Stufen wie Salzlachen. Stimmen wirrten, aus dem Flur drang ein chorähnliches Singen, das in dem tunnelartigen Gang klang, als riefen Leute in einen Tonkrug.

»Willst du wohl ...« Ludwig erkannte die Stimme der dicken Wärterin. Etwas knallte. Es stank nach Fäkalien. Jemand kicherte laut. Reinhardt drückte ihn eng an sich. Sie bogen um die Ecke in den Flur. Ludwigs Augen wurden so groß wie viele der irren Augen, die ihn anstarrten. Er presste eine Hand auf den Mund. Das Grauen schnappte ihm den Atem weg. Eine Schar gebückter, verwahrloster Frauen kam auf ihn zu, einer hing das graue Haar in wenigen Strähnen von der sonst kahlen Kopfhaut, dürre

Arme schlenkerten willenlos am Körper. Eine Frau mit überdimensionalem Hut stolzierte durch das stinkende Gedränge, sie hielt einen Schirm und zischelte etwas von Kultur. Auf dem dreckigen Boden wälzte sich ein Knäuel von Körpern und stöhnte tief. Ludwig sah Frauen mit grotesken Helmen aus Eisenstangen um den Kopf, er hörte das Knirschen von Ketten und starrte entsetzt auf ausgemergelte Wesen, die an die Wand gefesselt waren. Hände wurden nach ihm ausgestreckt, Reinhardt brüllte eine Frau an und sie duckte sich zusammen und kroch zurück ins Gewimmel. Es mussten weit über hundert Frauen sein, die in dem schmalen grauen Gang zusammengepfercht waren, und das Licht war schwach und der Gestank nach Schweiß und Urin, Alter und Angst ließ Ludwig würgen. In Zellen an den Seiten des Flurs waren Frauen an eiserne Betten gekettet, eine saß nackt auf einen Stuhl gebunden und zitterte, unter ihr schimmerte der Boden nass. Jemand rief grölend nach Gott, eine andere Stimme zischte »Teufel, Teufel, Teufel«. Reinhardt stieß eine Frau zur Seite, die Ludwig mit gefletschten Zähnen beißen wollte. Eine andere riss sich das Hemd auf und zeigte ihre hängenden, vernarbten Brüste. Eine Gruppe von Frauen hockte im Dreck auf dem Boden und spielte ein Hüpfspiel. Die Frauen kicherten. Die dicke Wärterin kam aus einer Zelle und herrschte Reinhardt an, was er hier unten mache. »Das ist mein Reich hier, Herr Apotheker.« Ludwig presste sein Gesicht an Reinhardts Körper, er konnte nicht genau hören, was Reinhardt sagte, wunderte sich aber, wie herrisch der Apotheker mit der Wärterin sprach und mit welcher Gewalt er eine Frau wegschob, die sich Ludwig nähern wollte. Reinhardt zog Ludwig weiter. (S. 79-82)

Bei einem anderen, incognito durchgeführten Besuch trifft er auf den abgestumpften Aufseher Henning. Jener hält Patient:innen für »[m]ieses Pack« (S. 123). Ludwig kommt mit ihm ins Gespräch:

- »Ist bestimmt schwer, mit diesen Menschen umzugehen«, sagte Ludwig.
- »Menschen? Dass ich nicht lache.« ...
- Henning hielt Ludwig am Arm zurück und sah sich um.
- »Interessiert's Sie?«
- »Ja. Also, ja doch.«
- »Haben Sie Geld, Herr Aufbauer?«



»Habe ich.«

Henning sah sich wieder um und kam Ludwig ganz nah, er roch nach Zwiebeln.

»Ich könnte Ihnen welche von diesen Irren vorführen. Kostet nicht viel. Die merken's ja nicht. 'Ne junge Frau? Ohne alles? Da kommen die meisten Zuschauer. Dicke Euter!«

Etwas Saures stieg aus Ludwigs Magen in die Speiseröhre. Die führen Patienten vor. Die stellen Menschen aus. Beherrsch dich, beherrsch dich, beherrsch dich.

»Haben Sie das schon oft gemacht?«

»Warum?«

»Ich mag ja elegante Frauen. Eine Rothaarige vielleicht?«

»So eine hatten wir mal. Hat aber zu viel rumgekreischt. Die hab ich nur einmal vorführen können. Ganz weiße Euter hatte die, mit dicken Warzen.« Henning formte mit Daumen und Zeigefinger einen offen stehenden Kreis. »Solche Dinger waren das.«

Das war meine Mutter. Ludwig hustete, Ekelschleim stieg ihm in den Hals. Das war ... meine ... Mutter.

Beherrsch dich. Beherrsch dich. Beherrsch dich.

»War zu viel Aufwand, die da rauszukriegen. Außerdem hatte Reinhardt ein Auge auf die Zicke.« Henning trat einen Schritt zurück. »Ist was mit Ihnen? Sie werden ganz blass, Mann.«

»Nein. Nein, alles in bester Ordnung.« Ludwigs Fäuste in den Hosentaschen schmerzten. (123f.)

Für Ludwig war der Selbstmord seiner Mutter, die sich mit den Fingernägeln die Pulsadern aufgekratzt hatte, glatter Mord. »Sie wurde umgebracht. Im Krankenhaus in St. Georg ... Andere auch.« (S. 25) Nach dem Tod des Apothekers rekapituliert er: »Als du mich mitgenommen hast in diese Keller. Ich war zu jung. Da unten, da unten ist etwas in mir kaputtgegangen. Ich kann es nicht reparieren. Es ist da. In mir.« (S. 224)

Auf der Universität in Bonn trat Ludwig nicht nur für die Ideale der 1848er ein (was ihm einen mehrmonatigen Arrest einbrachte), sondern begann auch, sich für neue psychiatrische Heilmethoden zu interessieren. Später setzte er seine Studien in Berlin fort und suchte Psychiater in Paris und London auf, um seine therapeutischen Kenntnisse zu

erweitern. Auch nach entsprechender Lektüre hielt er Ausschau, konnte sie aber kaum auftreiben. Aus Frankreich kam ihm der Name Philippe Pinel zu Ohren, der den Patient:innen die Ketten abgenommen hatte und ihnen Aufenthalte im Außenraum der Klinik ermöglichte. Ludwig war wie elektrisiert. Ähnlich, als er von einem Psychiatriereformer aus England, John Conolly, hörte, den er später persönlich aufsuchte. Er traf aber auch – in der Berliner Charité – auf Hardliner alter Schule, die ›Geisteskrankheiten‹ als »Fehlfunktionen der körperlosen Seele« betrachteten: »Sie sind Folgen von Sünden. Deshalb muss hart reagiert werden. Der Unsinn ausgetrieben.« (S. 133) Als Ludwig Aufseher anweist, mit ihren Schlägen und Misshandlungen von Patient:innen aufzuhören, wird er von diesen angeblafft: »Sie, Herr Assistenzarzt, haben hier gar nichts zu sagen.« »Ich werde Sie melden.« (S. 134) Er quittiert dies mit einem: »Ihr miesen Schweine.« Sie antworten mit: »Ganz vorsichtig, Meyer.« (S. 137)

Aber es gibt in Berlin auch Verbündete. Einer davon ist der Arzt Rudolf Virchow, mit dem Meyer später ebenso im Austausch steht wie mit anderen Koryphäen seines Fachs. Besonders profitiert er von seinen Gesprächen mit einem Arzt des Londoner Bedlam-Klinikums:

»Es ist gar nicht so lange her«, sagte der Arzt, »da haben bestialische Wärter kranke Frauen und Männer zu Aufführungen vor Publikum überredet oder gar gezwungen. Damit haben die feinen Damen und Herren Geld verdient. Stellten irrsinnige Frauen nackt zur Schau, ließen Männer onanieren.«

»Ich weiß davon.«

»Ja, Mr Meyer, das Tollhaus wurde von Tollen geführt. Haben Sie sich je gefragt, wer hier krank ist? Haben Sie sich je gefragt, ob wir – möglicherweise, zum Teil – die Falschen behandeln?«

»Allerdings.«

Sie lachten.

»Die Falschen weggesperrt, die Richtigen draußen«, sagte der Arzt. »Oder umgekehrt. Man kommt ganz durcheinander. Freiheit. Das ist kompliziert, Mr Meyer. Es ist ein Balanceakt auf einem ganz dünnen Faden. Manipulierbarkeit, Selbstmanipulation, Verwechslung von Realitäten. ...«

»Gehen Sie heute Abend mal in diesem Stadtbezirk hier auf die Straße, Doktor Meyer. Hurerei, Gewalt. Und zwar bei Menschen, die keineswegs

krank sind. Trunksucht, Triebhaftigkeit, Raub, Mord, Betrug. Geben Sie dem Menschen einen Raum, in dem er sich frei fühlt und schon sehen Sie ein weiteres seiner Gesichter. Geben Sie ihm Dunkelheit. Dann erkennen Sie: Wir sind keine Einheit, oder aber wir sind eine Einheit, die ausgesprochen vielseitig ist. Rede ich zu viel, Mr Meyer?» (S. 153f.)

Meyer arbeitete wie besessen, legte Krankenakten an, analysierte Fallstudien, las alles, was ihm an Fachlektüre in die Finger fiel. Er fand einen Verlag, der bereit war, Conollys Buch über das No-restraint zu übersetzen und verfasste dazu ein kämpferisches Vorwort. Zudem war er als psychiatrischer Gutachter bei Gerichtsverhandlungen tätig. Die forensische Psychiatrie gewann in diesen Jahren weiter an Auftrieb. Gemeinsam mit seinem Berliner Kollegen Wilhelm Griesinger entwickelte Meyer den Plan zu der Zeitschrift *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, die 1867 erschien. Jeder psychiatrische Einzelfall war ihm wichtig. In monatelangen Gesprächen brachte er seinen Patient:innen bei, »Ja zum Leben und Nein zum Tod zu sagen. Finden Sie den Kristall in sich. Traurigkeit gehört dazu. Manifestiert sie sich, wird man krank.« (S. 260)

Ludwig war sich sicher, dass die Psychiatrie in den nächsten Jahrzehnten kontinuierlich an Bedeutung gewinnen und exakter und kenntnisreicher werden würde.

Er fühlte sich wie einer dieser Männer, die immer weiter in den amerikanischen Westen vorstießen, ohne zu wissen, was sie erwartete. ... Ludwig bereitete den Boden für andere. Das machte ihn glücklich und zugleich traurig und manchmal wünschte er sich, hundert Jahre später geboren zu sein. (S. 299)

Daneben beschäftigte er sich mit Plänen für eine eigene Anstalt. Die Eröffnung einer solchen Institution bot sich ihm ausgerechnet an seinem früheren Wohnort Hamburg. Mit dem Einwerben von Spenden beeindruckte er Senat und Bürgerschaft, die ihrerseits signalisierten, Geld für eine separate ›Irrenanstalt‹ bereitzustellen. »Ganz langsam sah Ludwig Friedrichsberg Steinreihe um Steinreihe in den Himmel wachsen und als helles, weites Gebäude auf der Wiese stehen. Eine Insel für ihn und

sein eigentümliches Volk.« (S. 233) Als das Institut errichtet war, war er vorerst am Ziel seiner Träume:

Ludwig entzündete das Licht neben dem Sofa und rauchte einen Zigarillo. Welche Wonne, die Beine auszustrecken und die Füße hochzulegen. Die Bücherregale verlangten nach Bestückung. Den Großteil seiner Bücher hatte er in seinem Büro in der Anstalt. Hier lagen graue Patientenakten, die er nachts noch bearbeitete, ein paar Romane, ein kleiner Band mit Auszügen aus Shakespeares Dramen, einige von Fannys Textbüchern und ein paar Partituren, die Julia ihm in die Hand gedrückt hatte. Er sollte sich ein Klavier kaufen, wieder spielen, so wie früher, hatte sie gesagt. »Ich spiele in der Anstalt«, war seine Antwort gewesen. »Seit Monaten schon spiele ich wieder, Julia. In Friedrichsberg.« (S. 345)

Im Senat hatte er jedoch nicht nur Freunde. Senator Ulrich tauchte unangemeldet bei ihm auf und übte massive Kritik daran, dass Meyer die Folterstühle ausrangiert hatte. Auf seine Frage, ob er nun, wie Conolly in England, auch die Zwangsjacken abschaffen wolle, antwortete Meyer mit einem entschiedenen Ja. Der Senator bezeichnete ihn als »haltlose[n] Irre[n]« und »selbstverliebte[n] Narr[en]« (S. 270).

»Da liegt eine Frau und wälzt sich auf der Wiese«, sagte er. »Da hinten führt ein Mann Selbstgespräche und dieser Mann dort an der Mauer ist zu dämlich, ein Loch zu graben. Ein paar starren stumpfsinnig vor sich hin. Eine Frau betet mit absurd verzerrtem Gesicht. Eine andere – um Gottes willen –, sie entblößt die Brüste. Das kann doch nicht wahr sein! Eine nackte Frau am Mittag. Mit so Brüsten. Ungehörig. Ein ordensgeschmückter Zwerg. Eine Frau mit monströs großem Schädel. Herrgott. Männer, die sich Frauenkleider anziehen. Ekelhaft. So was kann man doch nicht erlauben.«

»In Friedrichsberg leben Männer mit solchen Neigungen, Herr Senator«, sagte Ludwig. »Conträres Sexualempfinden.«

»Und Sie, können Sie die heilen von diesem beschämenden, perversen Klamauk?«

Ludwig antwortete nicht.

»Kein klares ›Ja‹ mehr, Meyer? Ekelerregendes Schauspiel«, schnaubte Ulrich. (S. 329f.)

Zuvor schon hatte der Senator Anwohner:innen animiert, gegen das neue Patient:innenheim zu opponieren. Der Grund: Die Grundstückspreise in der Nähe einer »Irrenanstalt« würden durch den Neubau rapide fallen. Ludwig war hart und stur geblieben: »Friedrichsberg wird gebaut. Ende des Gesprächs. Und jetzt raus, ich habe zu tun.« (S. 248)

In seinem Tun war Meyer so unkonventionell wie einzelgängerisch. Er erklärte: »Mir ist und bleibt ein zuverlässiger Postbeamter, ein aufmerksamer Kneipenwirt oder ein fleißiger Bauer immer noch lieber als viele meiner ach so gelehrten Kollegen. Die laden mich heute noch zu Kongressen ein, um über meine freiheitlichen Behandlungsmethoden zu reden. Ich geh da nicht hin.« (S. 240) Ärzte aus allen deutschen Staaten kamen nach Friedrichsberg, besichtigten die Anstalt und langweilten Ludwig mit ihrem Gerede. »Er provozierte sie, hielt einen Zigarillo im Mundwinkel, sein Haar war zu lang geworden, der Hemdkragen stand offen und trotzdem notierten sich die meisten Männer jedes einzelne seiner Worte.« (S. 377)

Als er Fanny von seinen Patient:innengeschichten erzählte, war sie begeistert und erklärte: »So etwas muss auf die Bühne« (S. 253). Zugleich waren sie und Ludwig darin einig, dass es in Deutschland zu wenig schreibende Frauen gebe. Sie erklärte: »Ich sollte mich da mal ranmachen« (S. 253), wozu Ludwig sie ermutigte. Beim Nachdenken über Literatinnen aus Deutschland fiel ihnen nur der Name Annette von Droste-Hülshoff ein und aus dem englischen Sprachraum Mary Shelley, Autorin von *Frankenstein*. Fanny war zumindest für einen Moment Feuer und Flamme: »Ich mit anderen Schauspielern, mit einigen Schriftstellern – und einem Irrenarzt – in solch einer Situation. Herrlich. So ein Irrenarzt passt bestimmt gut zu Künstlern, was meinst du?« (S. 254f.)

Der Erfolg gab Ludwig recht. Die Heilungsrate seiner Heilanstalt war so hoch wie nie zuvor, die Zahl der Neuzugänge ebenfalls. Seine Reputation wuchs weiter. Er wurde zu Vorträgen und Kongressen eingeladen, war einer der bekanntesten Vertreter der »neuen Psychiatrie«.

Ein Grund für den Erfolg war, dass er seine Patientinnen und Patienten zu körperlicher Betätigung anhielt und ihnen Freigang auf der Anlage erlaubte. Noch während seiner Tätigkeit im Hamburger St. Georg hatte er mit der räumlichen Umgestaltung der Station begonnen. »Er ließ zwei

Männerschlaflsäle zu Arbeitsräumen umbauen und eine Mattenflechterei einrichten. Später konnten hier auch Tischler-, Drechsel-, Schuhmacher- und Buchbinderarbeiten ausgeführt werden. Ebenso wurde ein Arbeitsraum für zwanzig weibliche Kranke eingerichtet«,<sup>1</sup> wie der Schweizer Medizinhistoriker Hans Kayser ausführte:

Die meisten Patienten wurden in der Gartenarbeit eingesetzt. In Friedrichsberg gab es einen großen Festsaal im Mittelbau, eine Bibliothek mit Lesesaal, ein Musikzimmer und eine Kegelbahn. Mit der Aufgabe der Zwangsbehandlung, auch unter den räumlich viel ungünstigeren Verhältnissen der Irrenstation St. Georg, hatte Meyer den Beweis erbracht, dass die Durchführung des No-restraint prinzipiell möglich sei. Friedrichsberg war somit die erste deutsche Anstalt, die ohne Zwangsmittel auskam.<sup>2</sup>

Auch versuchte Meyer, die Patient:innen zu künstlerischem Tun zu animieren, wie der folgende Romanauszug festhält:

»Was unser aller lieber Herr Doktor Meyer nicht weiß«, sagte Reinhardt, »ist, dass wir heute keine bekannten Musikstücke hören werden. Nein, zu Ehren von Ludwig Meyer hat eine Gruppe von Ihnen ein Musikstück für Klavier, Geigen und Kontrabass komponiert. Federführend dabei war Herr Franz Scheuer.« Scheuer stand auf und riss die Arme in die Luft. Augenblicklich begannen alle Patienten wild zu klatschen, sie johlten und trampelten mit den Füßen.

Der Ingenieur Mommsen saß bei Frau Wiener aus jenem unbekanntem Land und versuchte, mit ihr zu reden. Mommsen hatte sich ängstlich bei ihr eingehakt und straffte immer wieder die Schultern, wenn sein Körper sich kleinmachen wollte. Er kämpfte um Haltung. Ludwig bewunderte ihn dafür. Seit der Ingenieur in Friedrichsberg lebte und sich frei bewegen konnte, wurde er stabiler.

»Das Stück heißt«, sagte Reinhardt, »Dem guten Ludwig, c-Moll, Opus 567. Ist ein fleißiger Mann, der Herr Scheuer.«

Scheuer war dünn wie ein junger Trieb am Baum.

»Sie müssen wissen«, rief er, »dass sowohl Händel als auch Haydn und Mozart gravierende Fehler gemacht haben.«

»Das vielleicht später, Herr Scheuer, im Gespräch nach dem Konzert«, sagte Reinhardt. »Ich denke, wir alle können stolz darauf sein, dass unser verehrter Doktor Meyer nicht mitbekommen hat, was hier geleistet worden ist – und das, obwohl wir alle wissen, wie aufmerksam der Doktor ist und dass ihm beinahe nichts entgeht, was innerhalb dieser Mauern geschieht.«

»Bähbäh«, rief einer der Männer.

»Lassen Sie das, Herr Müller«, sagte Reinhardt.

»Kleines Pimmelchen«, rief jemand.

Alle Frauen lachten, außer der frommen Frau Herbst und der im religiösen Wahn gefangenen Frau Richter, die sich immer wieder die Unterlippe zerbiss und häufig an Entzündungen litt. Von den Männern sagte keiner ein Wort. Einige zeigten Längenmaße zwischen Daumen und Zeigefinger. Der Gnom Wenzel hielt die Hände etwa einen Meter auseinander.

»Ach, du lieber Gott«, flüsterte Fanny. »Ist das wahr?«

»Nein«, antwortete Ludwig.

»Wie es auch immer um die anatomischen Gegebenheiten bestellt sein mag«, sagte Reinhardt.

Ludwig fragte sich, ob der liebe Reinhardt solche Auftritte genoss. Es schien immer so, als überrasche Reinhardt sich mit seinen Scherzen und seiner Fähigkeit zur Ironie selbst. Einige Patientinnen vergötterten ihn, wollten ihm ihre Brüste zeigen oder baten, er möge sie ganz gründlich und tief untersuchen.

»Nun also: Dem guten Ludwig. Meine Damen, meine Herren, darf ich bitten.«

Sie wankten und zappelten, sie verdrehten die Augen oder hielten sich die Ohren zu, einige quälten sich von den Stühlen und tanzten. Ein Konzert, dachte Ludwig, ein Konzert der Insassen von Friedrichsberg. Musik.

Es war das eigentümlichste Konzert, das er je gehört hatte. Fanny bat Scheuer später um eine Abschrift der Partitur, und als Scheuer sie ihr übergab, redete er ununterbrochen auf Fanny ein. Scheuer hatte ein hübsches, harmonisches Grundmotiv gefunden, weiche Geigen- und Klavierklänge, eine Melodie ein bisschen wie von Wald und Wiesen. Die Teile der Komposition aber, die dieses Grundmotiv unterbrachen oder es zum neuen

Einsatz brachten, waren schrill, hektisch und in den Ohren so bohrend, dass Ludwig geneigt war, ausgiebig zu fluchen.

»Alle Achtung«, flüsterte Fanny.

Die Geigenspielerinnen schienen ihre Instrumente zu zersägen, der Mann am Klavier hackte auf den Tasten herum und der Mann am Kontrabass schien seine Einsätze jedes Mal zu verpassen und ließ resigniert den Kopf hängen.

»Man muss frei sein, man muss frei sein«, rief Scheuer.

Die Musik kehrte zurück zu dem hübschen Grundmotiv, Reinhardt dirigierte gemächlicher und ganz langsam wurde die Musik leiser, bis Reinhardt den Taktstock sinken ließ, der Mann am Klavier die Hände von den Tasten hob und die Frauen an den Geigen die Bögen sinken ließen. Das Publikum applaudierte wild, Stühle kippten, Frau Wilke warf sich in die Blumen. »Außergewöhnlich«, sagte Fanny.

Sie klatschte und Scheuer starrte sie an, die Augen wie Glaskugeln in den Höhlen.

»Du bewegst dich hier nicht alleine«, sagte Ludwig.

Er ließ Fanny in der Obhut von Reinhardt, redete mit einzelnen Leuten oder gesellte sich in Gruppen, hörte aufmerksam zu und musste sich immer wieder zwingen, keine Notizen zu machen. Er wollte den Kranken nicht den Eindruck vermitteln, sie seien Forschungsobjekte. (S. 312-315)

Gut zwei Jahre stand Meyer seiner Heilanstalt vor. Dann machte die eingangs erwähnte Intrige seinem Tun ein Ende. An seiner neuen Wirkungsstätte in Göttingen war er ähnlich erfolgreich wie in Hamburg. Noch einmal der Medizinhistoriker Hans Kayser:

Nach dem Vorbild der Anstalt Friedrichsberg entwarf er das Konzept der sogenannten Villen, mit Wohnräumen, kleineren Zimmern, ein großes erkerartiges Gartenzimmer. 1884 wurde die erste, 1888 die zweite Villa eröffnet. Er legte größten Wert auf die Arbeitsbeschäftigung der Kranken. Da der größte Teil der Landbevölkerung angehörte, wurden die männlichen Kranken im Acker- und Gemüsebau der Anstalt beschäftigt. Es gab sieben Hektar Land, mit Anstaltsgärtner, einen großen Kuh- und Schweinestall, vier Pferde. In der Schuhmacherwerkstatt wurde das gesamte Schuhwerk der allgemeinen Patienten angefertigt, es gab auch eine



Schneider- und Tischlerwerkstatt. Im Näh- und Schneiderzimmer stellten Frauen sämtliche Kleider her. Es gab eine große Bibliothek mit deutscher, englischer und französischer Literatur; einmal im Monat fand ein Konzert mit Tanz statt, im Sommer ein Gartenkonzert.<sup>3</sup>

Andreas Kollender erzählt die Geschichte des Ludwig Meyer mit viel Emphase und hoher sprachlicher Meisterschaft. Wie viel dichterische Freiheit dabei einfluss, ist schwer zu entscheiden, über seine Quellen schweigt sich der Autor aus. Unzweifelhaft aber setzte er einem bedeutenden Mediziner ein Denkmal, das diesem bislang verwehrt worden war. In den Annalen seines Fachs wurde Ludwig Meyer bisher kaum gewürdigt. Kayser bezeichnet Meyer entsprechend als »vergessene[n], aber bedeutende[n] Psychiater der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts«:

Nicht nur die Begründung und Durchsetzung des No-restraint ist sein Verdienst; er war auch ein begnadeter psychiatrischer Lehrer, ab 1866 Inhaber des ersten psychiatrischen Lehrstuhls in Deutschland in Göttingen – zur gleichen Zeit mit Griesinger in Berlin. Seine Auffassungen von der Entstehung, den Erscheinungen und der Dynamik der Geisteskrankheiten sind – für uns heute – erstaunlich modern. Die von ihm geleiteten Anstalten in Hamburg »Friedrichsberg«, danach die Heil- und Pflegeanstalt Göttingen, wurden Vorbilder für Deutschland. Er prägte eine Generation von Schülern ...<sup>4</sup>

Im Gegensatz zu Kollender geht Kayser auch auf die westfälischen Lebensstationen des Bielefelder Arztes ein. Meyer besuchte in Paderborn das Jesuitengymnasium, bevor er fünf Semester lang in Hagen Architektur studierte. Erst dann wandte er sich ab 1848 dem Medizinstudium in Bonn zu. Dieses setzte er 1850/1851 in Würzburg fort, wobei er besonders von Virchow beeinflusst wurde. 1851 wechselte er an die Friedrich-Wilhelm-Universität nach Berlin. Dort betrieb er ausgedehnte Studien bei Johannes Müller, dem Begründer der modernen Physiologie. In seinem Beitrag geht Kayser näher auf spezifische medizinische Aspekte ein – eine Ergänzung des Kollender'schen Romans, der andere Akzente setzt und ein Persönlichkeitsprofil Meyers entwirft.

*Von allen guten Geistern* leistet ein notwendiges Stück Rehabilitation. Im dürftigen Wikipedia-Artikel über Meyer bleibt Kollenders Roman indes unerwähnt – ein weiteres Indiz für die geringe Beachtung, die Meyer in der Öffentlichkeit und Fachwelt bis heute erfährt.

## Anmerkungen

- 1 Hans Kayser: Ludwig Meyer (1827–1900): Forscher, Lehrer und Begründer des »no restraint«, in: *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie* (Heft 1/ 2007) (online verfügbar)
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd.

# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461